



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 29/166 Anzeigenpreis: Die einpaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamzeile 50 Pfg. Altensteig, Sonntag 20. Juli Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig 1930

Sonntagsgedanken

Schiffel

Für viele ist das Schicksal an die Stelle Gottes getreten. An ein Schicksal glauben sie, weil sie daran glauben müssen, weil sie ihm tausendfach in ihrem Leben begegnen, dieser „finsternen Grausamkeit“, dieser „blind wütenden feindseligen Macht“ unseres Lebens, dieser „ungeheuren steinernen Kugel“, die da auf einen zurast und von der man noch keine drei Gedanken vorher eine Ahnung hatte, von diesem „Koloß Schicksal“ (Ibsen).
 Schon aus diesen Bezeichnungen merkt man, daß man bei Schicksal meist an eine widrige feindselige Macht denkt. Was einem an Gutem, an Erfolg im Leben zufällt, das glaubt man sich selbst erungen zu haben. Aber dieses feindselige „Es“: an dem fühlt man sich nicht beteiligt, das kommt über einen. So besteht die Frömmigkeit vieler Menschen lediglich darin, daß sie lernen, sich in ihr Schicksal zu „ergeben“, sich mit ihrem Schicksal „abzufinden“. „Es kommt alles, wie es kommen muß“, das ist ihrer Frömmigkeit letzter Schluß.

Kein Wunder, wenn hinter solcher Frömmigkeit kein Saft und keine Kraft steckt. Wenn doch schon alles kommt, wie es kommen muß, dann ist es doch wahrlich gleichgültig, was ich tue; mein Tun steht ohne Einfluß und unbedeutend sozusagen neben meinem Leben. Dem wirklich gläubigen Menschen ist es klar, daß manches Schicksal aus menschlicher Schuld kommt und gar nicht ohne diese hätte kommen müssen, wie es kam. Für den Gläubigen ist Schicksal der Wille eines gerechten Richters, aber auch eines sorgenden Vaters, ist, was es ganz wörtlich bedeutet: Schicksal nicht eines „Es“, sondern eines „Du“, das durch alle Tiefen und Irrungen hindurch den Weg zu seinem Ziele findet. Dieser Glaube gibt Verantwortung und Tatkraft fürs Leben. Da handelt es sich nicht darum, sich in sein Schicksal zu ergeben, sich mit ihm abzufinden, sondern den zu finden, der uns in dem uns zuteilten, wenn auch dunklen Lebenslos suchen will. Darum redet der Glaube auch so wundervoll von Heimführung, d. h. alles, was uns widerfährt, dient dazu, uns heimzuführen zu dem Vater und seinem Reich. Das ist der zielbewusste Wille dessen, der uns unser Lebenslos schickt.

Dunkel genug sind diese Wege auch dem Gläubigen. Doch nie so dunkel, daß aus dem ewigen „Du“ ein verwachsenes, wesenloses „Es“, ein feindseliges „Schicksal“ wird. Dieser Glaube spricht über allem Lebensschicksal:

Herr, schicke was du willst,
 ein Liebes oder Leides,
 Ich bin vergnügt, da beides
 aus deinen Händen quillt." F. S.

Herren des Schicksals

Wir nehmen dem Jnsall die Kraft, wir meistern das Schicksal.
 Hölbertin.

Alle Schicksal ist wie Holz und Habel: man soll an ihr, mit ihr arbeiten. Oder wie der Hieb des Hetzers: man soll ihn parieren. Oder wie eine Frage: man soll sie beantworten.
 Bonns.

Karl der Große
 ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

VERBODEN SCHRITTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MÜLLER, WERDAN SA.

Bolle lud den Baron zu einer kleinen Nachfeier zu sich. Daheim trafen sie Manfred, der mit dem Baron bereits gut bekannt war.
 Bolle ließ Wein aus dem Keller holen und sorgte für etwas Gutes zu essen.
 Als die Gläser erklangen, dachte er an Karl Große.
 „Einer fehlt noch!“ sagte er zu dem kleinen Kreise. „Der Mann, dem ich es eigentlich verdanke, daß ich das Geld gewonnen habe. Karl der Große. Ich wollte sagen: mein Betriebsleiter Karl Große.“
 „Aber Papa!“ sagten seine Kinder vorwurfsvoll.
 „Der muß her! Das ist recht und billig! Weinen Sie nicht, Herr Baron?“
 Ludolf von Hochgefing verneigte sich leicht und sagte: „Ich bin interessiert, den Mann kennenzulernen.“
 Bolle klingelte und ließ den Chauffeur holen.
 „Josef, kenn' Sie meinen neuen Betriebsleiter, den Herrn Große?“
 „Awa freilich, Herr Bolle. Denn kenn' ich jut. Er hat mir doch mit Inzladen, wo er die Tonne Bier zum Einstand gegeben hat.“

„Den holen Sie mir, Josef.“
 „Wird gemacht, Herr Bolle!“
 Kurz darauf hupte unten das Auto, das nach der Fabrik fuhr.

Karl Große hatte es sich in seinem gemütlichen Zimmer recht behaglich gemacht.

Mutter Schrippe reichte ihm Feuer, als er sich eine Zigarre anzünden wollte.

„Wollen Sie heute abend Tee oder Kaffee, Herr Große?“ fragte dann das Fräulein lebhaft.

Mutter Schrippe, Sie verwöhnen mich. Sie machen sich zu viel Arbeit mit mir. Das sollen Sie nicht.“

„Aber so lassen Sie mir doch die Freude, Sie zu umforgen, als ob Sie ein Junge von mir wären,“ lächelte sie bittend. „Wir sind ja alle so froh, ganz besonders mein Mann und ich, daß Sie hierher gekommen sind.“

„Sie übertreiben, Mutter Schrippe! Ich koche auch mit Wasser.“

„Das wohl! Aber . . . Sie schaffen den Betrieb wieder hoch. Sie hätten heute den Steinieck sehen sollen, wie der wütend rumgeschlichen ist. Bolle hat ihm verboten, in den Betrieb zu gehen. Und heute sind doch eine Menge Bestellungen gekommen, wie mir mein Mann sagte. Schrippe ist ganz glücklich. Hatte Ihnen nicht der Junior gefündigt?“

„Stimmt! Aber Herr Bolle hat ihm Bescheid gesagt. Wissen Sie, der alte ehrenhafte Bolle, der sein Leben lang geschuftet hat, nur darum, daß ihm jetzt seine Angehörigen das Verdiente verpassen . . . er tut mir ehrlich leid. Der Mann ist mir vom ersten Augenblick sympatisch gewesen. Für ihn schaff' ich gerne. Als jetzt habe ich außer Bolle noch seinen Sohn und die jüngste kennengelernt. Bin wirklich gespannt auf die anderen.“

Frau Schrippe seufzte, als wollte sie sagen: „Du wirst dich wundern!“

„Die andern! Du lieber Himmel. Die Kestle, die Evelyn . . . sie war ein sehr hübsches Mädchen und ist auch jetzt mit ihren sechsdreißig Jahren noch nicht abel, ist bis über beide Ohren verhasst in ihren Mann. Sie wissen doch, daß er Boger ist. Und die Dina . . . der geht's nicht anders. Mich wurmt es nur, daß die beiden hübschen Mädels, die im Grunde ihres Herzens sicher gute Kerle sind, an solche Tagediebe gekommen sind. Das hat der brave Bolle nicht verdient.“

Es klopfte.

„Herein!“

Die Tür ging auf, und der Chauffeur trat mit einem vergnügten Schmunzeln ein.

„Tag, Herr Große!“

„Tag, Herr Josef. Was treibt Sie so spät noch zu mir?“

„Dienst, Herr Große. Mich schickt Bolle. Er soll'n zum Alten kommen.“

„Nach seiner Villa raus?“

„Ja, der Wagen steht unten.“

Das pafte Große gar nicht. Er zog ein sehr ärgerliches Gesicht, daß man ihn aus der Ruhe riß.

„Was ist denn bei Herrn Bolle los?“

„Große feiert im kleinen Kreise, Herr Große. Der Alte hat auf der Kennbahn 'ne Stange Geld gewonnen, und darüber freut er sich so, daß er 'ne kleine Feier arrangiert hat.“

„Wer ist denn alles da?“

„Der Baron von Hochgefing, die Jüngste von Bolle und der Herr Manfred.“

Große überlegte.

„Die Gesellschaft paßt mir nicht. Wissen Sie was, Josef, fahren Sie zurück und sagen Sie einen schönen Gruß, und meine Großmutter sei zu Besuch gekommen. Ich bitte daher zu entschuldigen, daß ich nicht kommen könne.“

Josef lachte. „Awa Herr Große, den feinsten Wein hat der Alte aus dem Keller holen lassen.“

„Ach was, den hat Vater Schrippe von seinem Jubiläum her auch im Keller. Was, Mutter Schrippe, wenn ich Appetit hätte, dann würde er mir 'ne Flasche verkaufen?“

„Jederzeit! Aber nicht verkaufen.“

„Also hören Sie, Josef. Erfinden Sie irgendeine Ausrede, aber . . . ich komme nicht mit. Hier haben Sie 'ne Mark, trinken Sie ein paar Glas Bier. Wissen Sie, mir paßt die Gesellschaft nicht. Herr Bolle ist mir lieb und wert, die anderen aber sind mir zu feudal. Also entschuldigen Sie mich.“

„Wird gemacht, Herr Große. Det kann ich man vateh'n. Sie ham Ihren Stolz. Ich wees doch, wie sich der Herr Manfred gegen ihn benomm' hat. Also jut, ich sage, Ihre Trohmutter is setomm'. Abiemacht. Da könn' te alsich uff'n

Grammophon den Schlager spielen: „Seid wann spielt deine Trohmama Bosaune. Is gemacht. R. Umb, Herr Große.“ Und damit zog er ab.

Bolle wartete gespannt auf Große. Endlich hörte er am Hupen, daß der Wagen zurückgekommen war. Es vergingen einige Minuten, ehe Josef erschien. Allein . . . ohne Große.

Bolle war sehr enttäuscht.

„Nu . . . und Herr Große?“

„Bist scheen danken für die Einladung, Herr Bolle, awer er kann man nich abkomm', denn er hat Besuch.“

Alle Anwesenden hörten interessiert zu.

„Besuch?“ fragte Bolle. „Wen denn?“

„Re Dame, Herr Bolle.“

Die jungen Leute sahen sich bedeutungsvoll an. In Margheritas Augen war ein leichter Kerger.

„Re Dame. Gen . . . kleines Mädchen?“

„Ne, mat Sie denken, Herr Bolle, det is nich. Der Herr Große . . . nee, nee, det is 'n Charakter. Seine . . . Trohmutter is zu Besuch gekomm'.“

Bolle nickte schmer. Das war natürlich ein triftiger Grund. Im Grunde seines Herzens freute er sich, daß sein Besuch nicht einer jüngerer Generation angehörte.

Der Baron und Manfred lächelten maliziös. Sie glaubten keine Sekunde an die Großmutter. Wer weiß, was für ein reizender Käfer das war?

Margherita las das dem Baron vom Gesicht ab.

„Sie . . . glauben nicht, daß es so ist, Herr Baron?“ fragte sie.

Ludolf von Hochgefing entgegnete lachend: „Bewahre, Gnädigste! Die Großmutter dürfte eine hübsche junge Dame sein.“

Da trat aber Bolle ein.

„Ausgeschlossen, Herr Baron. Herr Große macht solche Ziden nicht.“

„Wetten, Herr Bolle, daß sich die Großmutter als ein hübsches . . . oder wenigstens ein junges Mädchen entpuppt?“

Bolle schlug auf den Tisch.

„Angenommen! Wette ich mit! Um fünfhundert Märker wette ich, daß es keen junges Mädel ist.“

„Die Wette gilt!“ sagte der Baron.

Sie bekräftigten sie mit Handschlag.

Darauf erhob sich Bolle. „Ich werde jetzt zu Herrn Große fahren. Ich mogte nicht, Herr Baron. Bolle ist 'n Ehrenmann.“

„Das wissen wir alle, Herr Bolle,“ sagte der Baron, und es war Ueberzeugung in seinem Ton.

„Josef, jetzt fahren Sie mich schleunigst zu Herrn Große. Ich bin in einer halben Stunde wieder da.“

Der Nachtwächter staunte nicht schlecht, als Bolle am späten Abend über den Hof der Fabrik ging und in das Quergebäude trat.

Als Bolle die Stufen schnaufend erklimmen hatte, horchte er auf, denn er hörte eine wohl lautende Männerstimme zur Laute singen.

Das konnte nur Große sein.

Er blieb stehen und lauschte.

„Ich kam als Burck gezogen
 Zum Rhein, zum Rhein.
 Beim Wirt zum Rolandsbogen,
 Da lehr' ich ein.
 Ich trank mit seiner Base
 Auf Du und Du.
 Der Mond mit roter Nase
 Sah zu! Sah zu!“

Wohlgefällig lauschte Bolle. Dieser Große war ja ein Allermweltskerl! Konnte nicht nur eine gute Wurst machen, sondern sang auch wunderschön.

Bolle klingelte.

Nach wenigen Augenblicken erschien Frau Schrippe. Sie staunte nicht schlecht, als sie Bolle erkannte.

„Herr . . . Bolle . . . Sie sind's! Noch so spät!“

„Jawoll, Gustel! Ich will zu Herrn Große. Will nur seiner Großmutter guten Tag sagen.“

Berlegen sah ihn die gute Frau an, dann sagte sie: „Ach . . . da kommen Sie zu spät, die alte Dame ist eben fortgegangen.“

Bolle trat in das Zimmer des überraschten Große.

„Tag, Herr Große! Da komm' ich nun zu spät. Ich wollte Ihrer lieben Großmutter nur guten Tag sagen.“

„Sie kommen zu spät! Aber nehmen Sie Platz in meiner gemütlichen Klauke, Herr Bolle.“



Dabei drückte er seinen Kopf in den Sessel nieder. Bolle sah Karl mit verschmitztem Lächeln an.

„Sagen Sie, Herr Große, wie alt ist Ihre Großmutter? Ist die über zwanzig?“

Karl verstand sofort und lachte schallend auf.

„Herr Bolle, Herr Bolle, was trauen Sie mir zu! Ich will's Ihnen nur sagen: die Großmutter war gar nicht da. Das war nur eine Ausrede. Ich hatte keine Lust zu kommen. Es war niemand bei mir, als die gute Mutter Schrippe.“

„Das ist aber nicht recht von Ihnen, daß Sie meine Einladung abschlagen!“ sagte Bolle bekümmert.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Bolle. Freundliche Gesichter hätte ich da nicht gesehen, außer dem Ihrigen. Wissen Sie was, Herr Bolle, es ist besser, ich komme mit Ihrer Familie nicht näher zusammen. Es ist besser so, und es werden Differenzen vermieden. Mit Ihnen selber bin ich gern mal zusammen, und wenn Ihnen mal ein vierter Mann zum Stat fehlt, dann können Sie an mich denken.“

Das verhönte Bolle wieder.

„Dann ist ja alles gut! Un nu bleibe ich 'n bißchen bei Ihnen. Die mögen zu Hause allein weiterfeiern,“ sagte er vergnügt und rief dann laut: „Schrippe! Schrippe!“

Aber statt des Gerufenen kam dessen Frau.

„Vater ist heute zu seinem Doppelkopfabend, Herr Bolle. Aber haben Sie einen Wunsch?“

„Jawoll, holen Sie 'n paar Flaschen Wein aus 'm Keller. August hat noch welchen. Er kriegt von mir morgen wieder, was wir trinken. Ich muß heute mit Herrn Große mein Glück begießen. Ich war nämlich zum Rennen in Grünwald und habe ganz dufflich gewonnen. Ganze 16 320 Mark. Na, was sagen Sie nun, Frau Schrippe?“

Sie war ebenso erstaunt und erfreut wie Karl.

„Und...“ fuhr Bolle triumphierend fort, „der Paul, der mir den Gewinn gebracht hat, der heißt... Karl der Große.“

Karl fuhr plötzlich aus seinem Sessel hoch.

„Karl... der... Große heißt das Pferd? Der hengt hat Ihnen das Geld gebracht?“

„Kann' Sie das Pferd?“

„Ja, das heißt flüchtig. Es gehörte früher einem Kölner Rennstallbesitzer und gewann vor zwei Jahren den Großen Preis von Köln. Ich war da... zufällig draußen.“

„Also Sie verstehen was von Pferden? Das ist fein, da müssen Sie mir helfen beim... wie hat der Trainer gesagt? ... beim... die verfluchten Fremdwörter!“

„Er hat gewiß gesagt: beim Managen.“

Bolle strahlte und nickte.

„Tschawoll! So hat er gesagt! Was heißt das nun?“

Der Trainer meint, die Bestimmung der Rennen, in denen man das Pferd zweckmäßig laufen läßt. Es hat je nur in bestimmten Rennen seine Chance.“

„Oh, das Pferd ist gut! Der gewinnt noch ganz große Rennen,“ sagte Bolle voll Ueberzeugung.

Karl ließ ihn dabei. „Schon möglich, Herr Bolle. Ich wünsch's Ihnen von Herzen.“

Doch nun seufzte Bolle so recht aus tiefstem Herzensgrund.

„Sie wünsch'n's mir! Das weiß ich, daß Sie's ehrlich meinen. Aber... für wen ist denn das Geld. Meine Frau, die Minna, und die Kinder, die bring's ja doch durch.“

Und während er sprach, war plötzlich so tiefe Traurigkeit auf dem sonst immer heiteren Gesicht, daß Karl wirklich Mitleid für ihn empfand.

„Sehen Sie, Herr Große,“ begann Bolle wieder zu reden, „ich habe mein Leben lang gearbeitet, hab mir in meiner Jugend manches vertreiben müssen, damit ich hoch kam. Aber ich habe gern gearbeitet. Mir hat's wirklich Spaß gemacht. Und ich hab mich nicht gekümmert, wenn ich mal auf was verzichten mußte. Ich hatte doch meine Kinder... vier stattliche hübsche Kinder und 'ne gute Frau. Hab gedacht, daß wir recht schön zusammenleben könnten. Aber... wie das Geld wurde, da ging das ganze Familienleben zum Teufel.“

„Das ist keine seltsame Erscheinung, Herr Bolle.“

Der nickte schwer. „Das muß mit dem Glück, der am Gelde klebt, zusammenhängen. So denk ich mir's immer. Sehen Sie, lieber Große, jetzt bin ich meiner Frau und meinen Kindern beinahe nicht mehr fein genug. Gestern auf dem Rennplatz hat mir die Grete ihren Verehrer, den Baron von Hochgesang, vorgestellt. Der war verdammt höflich. Aber ich muß egal denken, daß die Höflichkeit nur mein harten Talers gilt, daß er innerlich über den kleinen bürgerlichen Bolle lacht. Un ich glaub, daß ich da richtig denke. Meine Frau war mal 'ne gute Frau. Aber jetzt... nee, nee, wuschugge! Sie werden Sie schon noch sehen. Das halbe Jahr ist sie in den Bädern, in der Schweiz und in Italien. Un wenn sie hier ist, dann jagt ein Fests das andere. Ich... ich sehe in der Ecke. Ueber mir laßt alles. Aber... mein Geld ist jut.“

Karl sah seinen Chef, der ganz bekümmert vor ihm saß, scharf an und sagte energisch: „Sie haben recht! Man laßt über Sie! Ohne Zweifel.“

„Ich weiß schon... ich bin zu gut. Ich gebe und gebe.“

„Das muß aufhören, Herr Bolle. Sie verdienen doch das Geld. Sie haben die Firma geschaffen. Sie sind Herr im Hause. Bestimmen Sie sich auf Ihr Recht!“

„Das müßt ich tun.“

„Jawoll, Herr Bolle. Sonst erleben Sie noch eines Tages, daß Sie wieder arbeiten müssen wie vor Jahren, als sie anfangen. Ich weiß nicht, ob sie hunderttausend Mark oder das Dreifache auf der Bank liegen haben. Das ist ja auch gleichgültig. Jedemfalls sind solche Summen, wenn ein paar mithelfen, schnell umgefegt.“

„Hunderttausend Mark!“ Bolle lachte auf. „Das war mal, Herr Große. Bargeld... vielleicht dreihunderttausend Mark hab ich auf der Bank. Meine Firma steht gut da, aber das Bargeld... das hält nicht mehr lange vor.“

„Und dann?“

„Dann? Wird gepumpt, Herr Große.“

„Das dürfen Sie nicht! Nicht einen Pfennig Bankschulden. Das ist oft der Anfang vom Ende. Jetzt, Herr Bolle, heißt es: Rückgrat zeigen.“

Bolle reckte sich empor und schlug Karl auf die Schulter.

„Ist gemacht! Gut! Aber, Sie helfen mir dabei?“

„Nur ein bißchen. Denn ist's gut! Vorhin früh schreib ich meiner Frau nach St. Moritz, daß ich kein Geld mehr schicke. Sie soll zurückkommen und sich hier veranlassen.“

Heimatlos!

Heimatlos! — Welch herbes Wort,
Welch Wort von Weh und Sehnen!
Heimatlos! — Welch Herzeleid
In trüben Augen Tränen.
Heimatlos verlassen geh'n
Und keinen Menschen kennen.
Der noch treu will zu uns steh'n
Und unser Freund sich nennen.
Heimatlos! Am Wegestrand
Mit brennend heißen Lidern —
Hoffnungslos — im fremden Land —
Nichts bringt die Heimat wieder.
Heimatlos! So weh die Brust
Und krank das ganze Leben,
Hin ist alle Lebenslust
Und nichts kann Freude geben.
Heimatlos! Von Liebe leer,
Der Tod, er ist willkommen,
Sehnen ist nach ihm so sehr,
Da weg das Leid genommen.
Heimatlos! Welch weher Klang,
Welch leiderfüllte Klage —
Schwer ist dieser Erdengang
Und gram erfüllt die Tage.

K.

„Wenn sie hier aber die Tausender für ihre Feste verlangt?“

„Ich... geb sie nicht,“ sagte Bolle fest. Dann aber wurde er etwas kleinlaut. „Minna ist ja sehr energisch.“

Karl sprach ihm Mut zu. „Sie sind letzten Endes der Mann, Herr Bolle.“

Bolle schlug auf den Tisch.

„Is richtig! So muß sein.“

Frau Schrippe brachte den Wein und lenkte den beiden Männern ein. Auf ihre Bitten holte sie sich ein drittes Glas und tat ihnen Beiseid.

In angenehmer Unterhaltung, die sie einander noch näher brachte, blieben sie zusammen bis kurz vor Mitternacht.

Dann erhob sich Bolle und nahm herzlichen Abschied.

„Also, Ihren Reif halten!“ sagte Karl zum Abschied.

„Wird gemacht, Herr Große!“ sagte Bolle müde.

(Fortsetzung folgt.)

Der abendliche Gast

Stilge von Wolfgang Federau

Der Industrielle Jonas Johnsen las sehr interessiert in dem Geschäftsbericht des Holzhandlats, als er plötzlich mit der Hand nach dem Herzen griff, das mit einem Male ganz ungebärdig zu klopfen begann. Ranu? Ist ja nichts, tröstete er sich gleich wieder. Wirklich legte sich das Herzklopfen nach wenigen Sekunden, aber eine leichte Unruhe blieb nach.

Johnsen sah nach seiner Uhr. Erst vier? Ich werde trotzdem nach Hause gehen, entschloß er sich.

Die Angestellten steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Wirklich, das war seit fünf Jahren nicht mehr passiert, daß der Direktor zwei Stunden vor Büroschluss das Geschäft verließ.

Als Jonas Johnsen die Tür seines Hauses öffnete, prallte er beinahe mit einem anderen Herrn zusammen, der das Haus gerade verlassen wollte. Dieser andere war ein junger, schlanker Mensch mit dunklen Augen, dunklem Haar, olivfarbenem Teint. Italiener, dachte Johnsen.

Thea, seine Frau, stieß einen kleinen, erschrockenen Schrei aus, als Jonas so unerwartet vor ihr stand. Sie sah rot und verwirrt aus. „Am Himmels willen, was ist Dir, Jonnu?“ fragte sie und blickte ihn angstvoll an.

„Mir? Nichts von Belang...“ Irgend etwas ist vielleicht nicht in Ordnung. Sag' mal — wie heißt der Mann?“

„Welcher Mann?“ Er sah, daß sie die Farbe wechselte.

„Nun, den ich eben unten im Hausflur traf. Er kam doch von dir?“

Thea wollte sich aufs Leugnen legen; aber dann blickte sie auf die Augen ihres Gatten, die hinter den scharfen Gläsern Blitze schossen, sah diese Augen, die kalt und grausam und unerbittlich auslachten, und sie erkannte, daß ihr hier keine Lüge helfen würde und kein noch so kümmerlicher Versuch einer Ausrede.

„Luigi Pablioni“, sagte sie flüsternd, und Scham, Angst, ja Entsetzen erfüllten sie ganz.

„Was ist er?“

„Legationssekretär.“

„Wohnt?“

„Theater-Boulevard 9.“ Sie hauchte diese Worte nur noch so leise wie ein Sterbender — aber Johnsen hatte verstanden. Drehte sich auf dem Absatz herum und verließ den Raum, ohne auch nur einen Blick nach der Frau zurückzuwerfen, die, halb ohnmächtig, mit fliehender, Vergebung heischender Miene in die Knie gesunken war.

Fünf Minuten später stand der Direktor in dem Zimmer Pablionis.

„Herr Pablioni“, sagte Johnsen kurz und schneidend, ohne den aufgeregten Fragen des andern Beachtung zu schenken, „Sie unterhalten seit längerer Zeit Beziehungen zu meinem Hause. Meine Frau hat mir alles eingestanden.“

„Ich...“

„Seien Sie still, wenn ich rede. — Sie geben das zu, was ich sagte? Gut! Ich könnte Sie fordern; aber es ist lächerlich, ein Leben in Gefahr zu bringen um der Beleidigung willen, die irgendein Schuft uns zugefügt hat.“

Pablioni fuhr empor, sein Gesicht verzerrte sich.

„Seien Sie ruhig, Herr...“ Ich könnte Sie töten — das tue ich auch nicht, falls Sie mich nicht dazu zwingen. Aber etwas anderes will ich tun...“

Sie verpflichten sich, vier Wochen lang jeden Abend um 7 Uhr in meiner Wohnung mit meiner Frau und mir gemeinsam zu Abend zu essen. Sie verpflichten sich des weiteren, während dieser vier Wochen außerhalb des an-

gegebenen Zeitpunktes meine Wohnung nicht zu betreten, ja auch auf keine andere Art und an keiner anderen Stelle mit meiner Frau zusammenzutreffen, auch nicht zu schreiben. Versprechen Sie das?“

„Herr...“ fuhr Pablioni blaß und verstört auf. Da sah er in den dunklen Lauf einer Pistole.

„Schwören Sie!“

Der Italiener hob die Hand: „Ich schwöre...“

Johnsen kehrte zurück, als sei nichts vorgefallen. Begrub sich hinter seinen Zeitungen und rauchte, während Thea mit gequälter Miene planlos von einem Zimmer zum andern ging und sich nicht getraute, eine Frage an ihren Gatten zu richten.

Kurz vor sieben kam er ins Speisezimmer, betrachtete die gedeckte Tafel und jagte ruhig zu seiner Frau: „Läß bitte noch ein drittes Gedeck auflegen, ich erwarte einen Gast.“

Pünktlich um sieben tönte die Glocke — wenige Minuten später betrat der Italiener das Zimmer. Er blieb mit einer hilflosen Bewegung an der Tür stehen, verbeugte sich. Sein Gesicht war aschgrau.

Thea stieß einen leisen, klagenden Schrei aus; sie versuchte zu lächeln — diese Bemühung versteifte im Entsetzen zu einer gräßlichen Grimasse.

„Aber bitte, treten Sie näher, Herr Pablioni“, sagte Johnsen freundlich. „Meine Frau kennen Sie doch — ich brauche Sie also nicht erst vorzustellen...“

Man setzte sich zu Tisch. Johnsen sah bedächtig. Thea ließ fast jeden Gang unberührt vorübergehen. Pablioni stockerte mit verzweifelter Miene in seinen Speisen herum.

„Meine Frau ist heute eine schlechte Wirtin“, sagte Johnsen nach einer Weile, den Italiener fest anblickend. „Vielleicht, weil wir nicht gewöhnt sind, zu nötigen. Uns sind diejenigen Gäste die liebsten, die sich keine tückische Zurückhaltung auferlegen, sondern ganz — und in allen Dingen, Herr Pablioni! — so tun, als ob sie hier zu Hause wären.“

Pablioni blieb die Antwort schuldig. Thea stierte auf ihren Teller. Als der Wodka gereicht wurde, stürzte der Italiener seine Tasse herunter, als wäre es Wasser. Sprang dann auf. „Nicht noch eine Zigarre gefällig?“ fragte Johnsen einladend. „Ich bin Nichtraucher“, stammelte Pablioni. Verbeugte sich knapp; er sah Thea an mit dem Ausdruck eines wunden Tieres oder geprügelten Hundes. Sie machte nicht die geringste Anstrengung, ihr schönes, blaßes Haupt zu heben. Aber Johnsen begleitete seinen Gast höflich bis zur Tür. „Auf Wiedersehen also“, sagte er ruhig, während sich Thea wie eine halb Gelähmte nach ihrem Schlafzimmer schleppte.

Der Vorgang wiederholte sich am nächsten Tage. Und am übernächsten. Und am vierten. Jedesmal um sieben Uhr erschien Pablioni, und das grauenhafte gemeinsame Abendessen nahm seinen Verlauf.

Einmal, nach acht oder zehn Tagen, als Johnsen wieder sein stereotypes „Bitte, lege noch ein Gedeck auf!“ äußerte, begann Thea ganz unregelmäßig zu schreien, wild, durchdringend, wie eine Wahnsinnige. Die Tränen rannten über ihr zukendes Gesicht wie Ströme. Unbewegt sah Johnsen sie an.

„Was ist Dir nur?“ fragte er kurz und herrlich.

„Ein Ende — um Himmels willen mach' ein Ende!“ schrie sie.

„Pablioni? Ich verleihe Dich nicht ganz ich finde, er ist ein netter Mensch. Und Du hast, glaube ich, bislang dasselbe gefunden. Ich lade ihn doch ein, um Dir eine Freude zu machen.“

Sie gab es auf, etwas zu entgegnen. „Du bist grau-samer als eine wilde Bestie“, flüsterte sie.

Eine Woche noch hielt sie es aus. Dann blieb sie im Bett liegen, in zähnelappernder Angst. Ihre Glieder gehorchten ihr nicht mehr.

Johnsen ließ einen der berühmtesten Ärzte an ihr Krankenbett rufen. Der Arzt schüttelte den Kopf. „Es ist eine psychische Sache“, meinte er, „ein kaum erklärlicher Vorgang. Irgend etwas muß in ihr Dasein getreten sein, das ihre Seele mitten entzwei gerissen hat.“

Johnsen lächelte dünn. „Sie müssen sich irren in Ihrer Diagnose, Herr Professor“, sagte er. „Mir ist von einem solchen Ereignis nichts bekannt.“

Thea war von blühender Gesundheit gewesen, vorher. Jetzt schwanden ihre Kräfte rasch. Die beiden letzten Tage sah Johnsen an ihrem Bett. Er sah nicht, er schlief nicht — er beobachtete die Kranke mit regungslosem Antlitz. Sie stöhnte gequält, wenn sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte. Und verging schließlich, erlosch ohne Kampf, wie ein Licht.

Als ihr Körper sich streckte, als Johnsen sah, daß sie tot war, erhob er sich und verriegelte die Tür des Krankenzimmers. Dann näherte er sich aufs neue ihrem Lager, riß ihren blaffen, ledigen Kopf an seine Lippen und küßte ihn, während Tränen über seine Wangen strömten und ein wildes Schluchzen seine Brust zermartete.

Sinsen

Humoreske von Jo Hanns Köster

Am 23. April des Jahres 1923 hatte sich in Newyork auf der Washington-Street 678 in dem dort untergebrachten Speisehaus „Zum guten Happen“ folgendes begeben:

Ein Mann war eingetreten, dessen Gesicht auf einen Hundertdollarmillionär schließen ließ, während sein Anzug einem Zehncentbesitzer zu gehorchen schien. Beim Anblick seiner Schuhe glaubte man nur noch an ein Vermögen von drei Cents, und wenn man ihn gefragt hätte, wie viel er in der Tasche habe, würde er gesagt haben: „Seit acht Tagen keinen einzigen Cent.“

Er sagte es auch, ohne daß man ihn fragte, und fügte hinzu: „Außerdem habe ich seit zwei Tagen nicht einen Bissen gegessen.“

Der Gastwirt schien es nicht zu hören.

Da wiederholte der Mann nochmals laut: „Ich habe seit zwei Tagen nichts gegessen.“

Die Gäste sahen von ihren fetten Tellern auf, ließen den Löffel sinken und betrachteten interessiert den Mann und den Wirt. Da gab dieser dem Bettler aus dem auf der Theke stehenden Glase zwei gekochte Eier und schob ihn

durch die Tür auf die Straße.

„Das ist heute schon der Zehnte“, rief er seinen Gästen zu. Die Speisenden glaubten es oder glaubten es auch nicht. Immerhin galt ihnen der Wirt hinfort als ein wohlthätiger Mann.

Dieses also ereignete sich am 23. April des Jahres 1923 in Newport auf der Washington-Street 678 in dem Speisehaus „Zum guten Hapfen“.

Sechs Jahre später, am 23. April 1929, trat wieder ein Mann in das Restaurant auf der Washington-Street 678, das jetzt den Namen „Dining-Room Bristol“ führte. Der Besitzer dieses Speisehauses war noch derselbe wie vor sechs Jahren, nur daß er jetzt nicht mehr hinter der Theke stand und die Suppen aufsteuerte, sondern vom Kontor aus durch einen falschen Spiegel den Betrieb überwachte.

Der Mann, der soeben eintrat und dessen breiter Wagen vor dem Restaurant hielt, verlangte den Wirt zu sprechen.

„Zu dienen.“

„Sie sind der Wirt?“

„Ja.“

„Sie haben mir vor sechs Jahren zwei Eier geschenkt und mir damals neuen Lebensmut gegeben. Heute bin ich ein vermögender Mann. Jetzt bin ich gekommen, Ihnen die Eier zu bezahlen.“

Er legte eine Hundertdollarnote auf den Tisch. „Genügt es?“ fragte er dann.

„Ich nehme nicht mehr, als mir zukommt“, schob der Wirt die Note in die Tasche, diesen Betrag betrachte ich als vorläufige Anzahlung. Wollen Sie bitte in mein Büro zur Abrechnung kommen?“

Bewundert folgte ihm der Fremde.

„Ich habe Ihnen also vor sechs Jahren zwei Eier gegeben?“

„Stimmt“, bestätigte der Fremde, „zwei Eier kosteten einen Vierteldollar, wenn wir hoch rechnen wollen. Mit Zins und Zinseszinsen ist das heute, wenn wir wieder hoch rechnen wollen — ein halber Dollar.“

„So kann man rechnen“, meinte der Wirt, „aber ich rechne anders: Zwei Eier ergeben ausgebrütet zwei Hennen. Jede Henne legt mindestens jährlich hundert Eier, jedes Ei ergibt wieder eine Henne, so daß wir am Ende des zweiten Jahres 200 Hennen haben. Diese legen im dritten Jahre 20 000 Eier, also ausgebrütete 20 000 Hennen, im vierten Jahre sind das 2 Millionen Hennen, im fünften Jahre 200 Millionen Hennen, im sechsten Jahre 20 000 Millionen Hennen. Nun will ich Ihnen entgegenkommen und annehmen, daß aus der Hälfte der Eier Hühner kommen, und die Hälfte unberechnet lassen. Bleiben immer noch 10 000 Millionen Hennen, das Stück zu anderthalb Dollar, macht 15 000 Millionen Dollar. Ein Drittel dieses Betrages, also 5 000 Millionen Dollar, will ich Ihnen als Futterkosten nachlassen. Also schulden Sie mir heute 10 000 Millionen Dollar.“

Der Fremde ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen, bestieg seinen graupiegelnden Wagen und fuhr vor dannen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der verklagte ihn auf zwei Eier zuzüglich Zins und Zinseszinsen in ausgeführter Höhe von 10 000 Millionen Dollar. Die Richter standen dem Problem der Berechnung machtlos gegenüber. Wenn sie auch die Unbilligkeit der Forderung erkannten, fanden sie kein Gesetz gegen die Logik der Forderung. Schon hatten die Verhandlungen ihren Abschluß gefunden, und für heute war der Tag des letzten Plädoyers festgesetzt.

„Sind alle Geladenen anwesend?“ fragte der Richter.

„Rein Anwalt fehlt noch“, erwiderte der Beklagte.

Man wartete eine Viertelstunde. Man wartete eine halbe Stunde.

„Die Verhandlung ist eröffnet“, verkündete endlich der Richter.

In dieser Minute wurde die Tür aufgerissen, und der Rechtsanwalt des Beklagten erschien atemlos.

„Verzeihung, hohes Gericht“, sagte er, „aber ich bin außer in meinem Rechtsanwaltsberuf auch noch als Gutachter tätig.“

„Das ist kein Grund, gerade heute so spät zu erscheinen.“

„Verzeihung, hohes Gericht, aber morgen ist bei uns der Tag der Weizenausfaat. Und wir müßten alle Hand anlegen, um das Saatgetreide noch schnell abzuhacken.“

„Seit wann, Herr Anwalt, loßt man Saatgetreide ab?“

Da sagte der Anwalt mit einer Verneigung zum Gericht und zum Kläger: „Seitdem in diesem Lande Hühner ausgekocht und ausgebrütet werden.“

Die Klage wurde kostenpflichtig abgewiesen.

Älteste und größte Brücken

Von F. Dunbar v. Kalkreuth

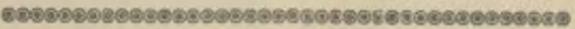
Im Oktober 1929 wurde die „größte Hängebrücke Europas“, die Köln-Wilhelmer Brücke, eingeweiht. Die größten Brückenbögen der Welt, zwei Bögen mit je 1200 Metern Spannweite, baut Frankreich über einem Meeresarm bei seinem Kriegshafen Brest.

Der Bogenbau ist eine Erfindung des „griechischen Leonardo“, Demokrits, 430 v. Chr., der die erste Steinbrücke erbaut hat. Vorher kannte man als „die älteste feste Brücke der Welt“ die Euphratbrücke in Babylon, die aus Zypressen- und Zedernholz über Steinpfeiler führte, sowie die sogenannten „Schiffbrücken“, deren gewaltigste Kerges 480 v. Chr. über die Meerengen der Dardanellen anlegte und die 25 000 Meter lang war. Den großen römischen Baumeistern gelang es jedoch, das griechische Prinzip des Bogendomes im großen durchzuführen. Noch stehen römische Brücken in Rom aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert, die bedeutendste aber ist wohl die „Trajansbrücke“, die den Tajo bei Alcantara überspannt; sie zählt jetzt 1800 Jahre und hat sich unverändert erhalten. Der römische Ingenieur C. Julius Sacer erbaute sie, 600 Fuß lang, 20 breit, mit sechs Bögen, die sich in Höhe von 172 Fuß über den Fluß spannen. Weder Zement noch Mörtel wurden bei ihrem Bau verwendet. Die Granitblöcke sind so geschnitten, daß sie eine einzige Kasse bilden. 500 Schlußsteine, jeder von zwölf Tonnen Gewicht, sind an ihr angebracht. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß man die Reste der römischen Rheinbrücke bei Mainz gefunden hat, einer gewaltigen Holzbrücke; man fand noch eine Anzahl Eisenpfeile von acht Meter

Memento

Der Kirchhof liegt verlassen. Mittag ist es. Die Gräbermale funkeln. Ganz am End' Der Reih' für einen fremden Gast des Schweigens Liegt offen, tief gehöhlt, die neue Grube. Des Totengräbers Kind spielt nah dabei Und läßt sein Püppchen tanzen, hehja, tanzen! Ganz dicht am Grab, am tiefen, dunklen Grab. — Da fällt's hinab, das Püppchen rollt und fällt hinab, Entwischt, ein kleiner Kobold, seinen Händen Und liegt nun unten starr und still Und kommt nicht wieder, wie die Herrin loßt Und ruft, es bleibst, als sei es tot vom Sturz. Noch führt die schwankte Leiter abwärts, kurz Vom Vater erst verlassen. Scheu und ängstlich Hernieder steigt das Kind ins Grab, den Liebling, Den teuren, eigenwilligen zu retten, Und steht nun unten auf dem schmalen Grund Und greift das Püppchen, küßt es auf den Mund Und schaut sich um, betreten, rings sich um — Und seine Züge werden bang. Es läßt Auf's neu, gelähmt, die Puppe fallen, tastet In jähem Trieb hinan den steilen Weg Zum Leben, auf zur Sonne, unaufhaltbar, Alseht, fliehet oben atemlos und steht Von fern dann still, verstört, und Tränen brechen Aus seinem Aug'; in dunklem Drange weint es, Weint aus dem tiefsten Herzen bitterlich.

Dito Krauß.



Länge und 50 Zentimeter Dicke, deren Kern sich, obwohl zwei Jahrtausende unter Wasser, gut erhalten hat. Von diesem Holze der „Drususbrücke“ kamen einige hundert Zentner in das Atelier eines Berliner Pianofabrikanten.

Ganz andere Dimensionen nahm aber der Brückenbau an, als die Eisenkonstruktion der Baukunst zu Hilfe kam. Lange war die 1883 über den Firth-of-Forth gespannte, 2470 Meter lange Brücke die größte der Welt. Vor ihr die 1881 fertiggestellte Wolgabrücke bei Orenburg, die 1462 Meter Länge aufwies und 4,5 Millionen Rubel gekostet hatte. Im Jahre 1897 weichte man die Donaubrücke bei Czernawoda ein, die 4161 Meter Länge erhielt. Die St. Lorenzbrücke bei Quebec hat 521 Meter Spannweite, die Kaiser-Wilhelm-Brücke bei Rungsten über die Wupper einen Mittelbogen, dessen Spannweite 170 Meter beträgt. Was waren die Vorbilder für diese technischen Riesenbauten? Auch hier gab die Natur die erste Anregung, und zwar in jenen „Baumbrücken“, welche sich über Urwaldflüsse legen und zuerst von den behenden Affen benutzt wurden.

Zuletzt sei noch als die größte aller Brücken die Meerbrücke von Florida nach Key-West erwähnt, die 210 Kilometer lang, so weit wie von Newmünde bis Gjedser, ist. Von Key-West geht dann ein Trajekt nach Havana, so daß man in demselben Eisenbahnwagen von Keyport nach Havana fahren kann. Jetzt ist aber auch in Europa ein neues Brückenwunder im Bau. Der Kleine Belt wird von Frederica nach Middelfast überbrückt; allein 825 Meter führen durch das Wasser, und die Kosten der Brücke sollen sich auf 20 Millionen dänische Kronen belaufen.

1914—1918 im Film

Vera der Kriegsfilme

Der mit großem Erfolg in Deutschland laufende, von G. Pabst gedrehte Kriegsfilm „Westfront 1918“ ist nur ein Vorläufer einer ganzen Serie großartiger Kriegsfilme, die in der kommenden Saison das europäische Kinoleben beherrschen werden. Hollywood allein lenket uns drei noch höherem europäischen Autoren gedrehte, große Weltkriegsfilme: „Im Westen nichts Neues“, „Die Männer an der Front“ und „Der Sergeant Grischa“. Der Kriegsfilm wandelt also in den Fußstapfen der Kriegsliteratur.

Der Winter 1928/29 war eine Periode der Hochkonjunktur für Kriegsbücher. Eine Flut von Romanen, Erinnerungen, Schilderungen, Novellen — alle den Erlebnissen im Weltkriege, an und hinter der Front, in der Heimat und im Feindesland, in Schützengraben und in der Gefangenschaft gewidmet — überschwemmte die Weltliteratur. Nicht nur in Deutschland, wo das Buch von Remarque den einzigartigen Rekord einer Millionenauflage geschlagen hat und andere Kriegsbücher wie von Arnold Zweig (Sergeant Grischa) und Ludwig Renn (Krieg) in Hunderttausenden von Exemplaren ihre Verbreitung fanden. Auch in anderen Kulturländern Europas und in Amerika begann die lebhafte Literatur sich mit Kriegsthemen eifrig zu beschäftigen. Das Kriegsbuch des Franzosen Dorgeles wurde in 100 Auflagen gedruckt, das Theaterstück des englischen Dramatikers Sheriff „Journées End“ (Die andere Seite) erlebte hunderte von Aufführungen auf allen Bühnen Europas. Nicht der Krieg als solcher stand aber in allen diesen Büchern im Zentrum der Betrachtung — der kleine Mann im Kriege, seine Hoffnung und Leid, seine Qual und Jammer, sein Leben und Tod waren für den Inhalt dieser Bücher bestimmend.

Merkwürdig — zehn Jahre sind nach dem Friedensschluß vergangen, ehe die Literatur den „Menschen im Kriege“ entdeckte. Als hätte der grauliche Schatten des Kriegsmolochs die Gestalten der vielen Millionen kriegsführender Menschen so lange umschlungen und verbunkelt gehalten. — Jetzt ist die Hochkonjunktur, die große Mode — wenn man das Wort in diesem Zusammenhang gebrauchen darf — für Kriegsbilderungen aus der Literatur und dem Theater zum Film gelangt. Hollywood, die kalifornische Stadt, die genau wie Paris der Weltmode seine Gesetze dem Weltfilm fast unumschränkt diktiert, bringt für die nächste Saison große Kriegsfilme heraus.

Man kann zwar nicht behaupten, daß Weltkriegsstoffe in den Hollywooder Filmateliers bis jetzt keine Verwendung gefunden hätten. Schon vor acht Jahren brachte der amerikanische Filmregisseur Rex Ingram den bekannten Kriegsfilm „Die vier apostrophischen Reiter“ heraus. Dieser Film war eine hagerfüllte chauvinistische Anklage gegen den deutschen Feind. Eine Verherrlichung des Siegers, eine Verunglimpfung des besiegten Gegners — waren die Leitmotive Ingram'scher Regie.

Das Publikum war zu jener Zeit noch zu sehr kriegsmüde, um dem Kriegsfilm, wezan auch in einer edleren, menschlicheren und objektiveren Gestaltung, zu einem Erfolge zu verhelfen. Die amerikanische Filmindustrie produzierte Gesellschafts- und

Abenteuerfilme, filmische Liebes- und Detektivgeschichten, die im Laufe von fünf Jahren das Filmrepertoire ausschließlich beherrschten. Fünf Jahre später kamen zwei neue Kriegsfilme heraus: „Die große Parade“ und „Die Kisaalen“, denen eine ganze Reihe von filmischen Kriegsbegebenheiten und im Kriegsmilieu spielenden Schwankten folgten.

Jetzt — anno 1930 — ist auf diesem Gebiete der amerikanischen Filmindustrie eine entscheidende Wendung eingetreten. Hollywood brachte „Im Westen nichts Neues“, „Die Männer an der Front“ und „Der Sergeant Grischa“. Diese drei Filme wurden herausgebracht, obwohl die Produzenten Gefahr liefen, — wegen der Beibehaltung der tragischen Kriegsbetrachtung der Verfasser der gleichnamigen Bücher — das breite, für den materiellen Erfolg der Filme entscheidende Publikum vor den Kopf zu stoßen. Sie sind eine künstlerisch filmische Großtat — sie bringen den Film einen guten Schritt vorwärts auf dem Wege zur künstlerischen Aufrichtigkeit. Die Zeit der filmischen Verlogenheit und Unechtheit wird vielleicht jetzt mit Sang und Klang ihr Ende nehmen. Viele amerikanische Kritiker glauben, daß diese drei Filme einen großen Beitrag zur Verjüngung der Völker und Bekämpfung des Krieges liefern werden. Unsentimental und sachlich, aber mit einer Schärfe und Klarheit, wie es nur die Filmkunst vermag, schildert sie ohne auf Sensationen und Abenteuer einzugehen, das physische und psychische Elend der Menschen in der Hölle des Krieges.

In Deutschland wurde manche Befürchtung laut, daß der in Hollywood verfilmte Remarque antideutsche Tendenzen aufweisen könnte. Das ist nicht geschehen. Der Produzent dieses Films, Laemmle, Deutscher von Geburt, hat sich um dieses große Werk der filmischen Kunst verdient gemacht. Die Szene des Buches, wo der deutsche Krieger in einem Trichter einen heruntergestürzten französischen Soldaten tötet, und nachher von schmerzlichen Gewissensbissen und Stimmen der erwahten Menschlichkeit ergriffen wird, wurde zu einem solch erschütternden Monolog verwandelt, daß das Publikum bei der Premiere in Newport zu spontanen, nicht erdenklichem Applaus hingeführt wurde. Alle drei Filme werden im Herbst in Deutschland gezeigt werden.

Buntes Allerlei

Die Schulden des Königs Carol

Ende Juni wird vor dem Appellationsgericht in Paris der Prozeß des neuen Königs Carol von Rumänien gegen seine Vorfürerin Madama Fiacat stattfinden. Im Frühling 1928 mietete Prinz Carol eine Villa im Vororte von Paris Neuilly und besaß das Haus mit seiner Kattresse Frau Lupescu. Vertragsgemäß war der Prinz verpflichtet, das Haus zu renovieren. Da er die Renovierung unterließ, strengte die Hausinhaberin einen Prozeß an. Sie verlangte 15 000 Francs Entschädigung und anheftem 2000 Francs für Heizung. Der Richter in Neuilly entschied zu Gunsten der Klägerin. Der Prinz beanstandete das Urteil. Der Termin wurde vom Appellationsgericht auf Ende Juni festgesetzt.

Jahresmergen am Eismeer

Wenn man Jahresmergen hat und zum Jahrsarzt gehen muß, ist es unvergleichlich vorteilhafter, in kultivierten Gegenden als in der Wildnis zu wohnen. So zu erlernen an dem Beispiel eines Trappers, der im nördlichsten Kanada lebte, 1300 Meilen in direkter Linie von der nächsten größeren Stadt Vancouver entfernt. Eines Tages bekam er heftige Jahresmergen, die ihn fast zur Verzweiflung trieben. Er machte sich auf, einen Jahrsarzt zu suchen, 700 Meilen von seinem Camp nach Alaska mußte er im Hundegespann und Schlitten zurücklegen. In Alaska war es ihm auf dratlosem Wege möglich, sich ein Flugzeug zu bestellen, und er flog von dort bis nach Whitehorse am Yukon-Fluß siebenstündig. Von hier fuhr er mit der Eisenbahn nach Staggway in Alaska, um mit dem Dampfer endlich nach Vancouver zu gelangen. 32 Tage hat er gebraucht, um mit Hundegespann, Flugzeug, Eisenbahn und Dampfer vor seinem Camp am Eismeer Vancouver zu erreichen. Er ist ein alter artischer Trapper, der seit 1909 mit einer einzigen Unterbrechung in der Wildnis lebte. Er will auch wieder dahin zurückkehren, hoffentlich sind seine Zähne nun so in Ordnung, daß er nicht zu bald wieder diese lange, umständliche Reise machen muß.

Büchertisch

Ziel und Inhalt der Zeitschrift: „Musik in Württemberg“ will ein Ruf zur Sammlung aller Kräfte im Lande sein, die Musik in erstem Sinne betreiben: Von der Volks- bis zur Hochschule, vom echten Liebhaber bis zum wirklichen Künstler, vom schwer um seine Existenz ringenden Privatmusiker bis zum staatlich geförderten Lehrer, vom einfachen ländlichen gemischten Chor bis zur Singgemeinde. Württemberg ist zu klein, als daß jede Gruppe der Kunstbesessenen sich ein eigenes Blatt leisten könnte. Vielleicht liegt in dem Zwange des Zusammenstehens der Keim zu einer Geländung unseres Musiklebens, wenn das Nebeneinander der verschiedensten Kräfte aufhört und alle sich in gemeinsamer Arbeit zusammenschließen zum Aufbau einer wahren Musikultur. Heute herrscht in Wirklichkeit nur der Betrieb auf allen Gebieten, auch im Musikalischen. Der Durchschnittsbürger wird mit Musik, besonders mit mechanischer, geradezu überschwemmt. Es ist daher notwendig und durchaus begrüßenswert, daß „Musik in Württemberg“ die Kräfte der für unser Musikleben wichtigen Vereine, zusammenschließt; der Württembergische Bachverein, der Verein evangelischer Organisten, die Musiklehrer an den höheren Schulen und das Musikinstitut der Landesuniversität haben die „Musik in Württemberg“ zu ihrem Mitteilungsblatt bestimmt. „Musik in Württemberg“ will einen Auschnitt aus dem musikalischen Geschehen unserer Heimat bieten. Dies geschieht durch Veröffentlichung der Arbeitsprogramme der großen Vereine (mit Ausnahme der Männerchöre, die ihre eigene Zeitschrift besitzen) vor Beginn der Konzertzeit, sowie durch Berichte über die Arbeit der Vereine, Institute usw. und über Veröffentlichungen und Aufführungen von Werken schwäbischer Komponist. Die Schriftleitung der „Musik in Württemberg“ hält es für ihre Ehrenpflicht, die Arbeit Albert Schweizers zu unterstützen und über sie zu berichten. Auch die Förderung und Propaganda württembergischer Künstler gehört zu den Aufgaben der Zeitschrift. Die Hefte bringen ferner eine Bühnenschau, einen Musik-Literatur-Nachweis für Schule, Kirche und Haus und eine Zeitschriftenschau. So wendet sich „Musik in Württemberg“ an alle musikalisch interessierten Kreise, die unbeeinträchtigt von dem jetzigen Massenbetrieb an die Sendung und eigenliche Aufgabe wahrer Musikultur glauben.

Zu beziehen durch die W. Kieker'sche Buchhandlung Altensteig. Verantwortlicher Schriftleiter: Erwin Bollmer.



